

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 16

Artikel: Die Suche nach René Almond : ein Zürcher Kriminalroman
[Fortsetzung]
Autor: Flückiger, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669533>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Suche nach René Almond

Ein Zürcher Kriminalroman

Copyright by
AG. Buchdruckerei
Wetzikon und Rüti

12

«Ich will ...» Er schwieg ein Weilchen, als ringe er mit einem schweren Entschluss. «Ich will noch einen Versuch machen ... vielleicht lasse ich mich zu sehr von ... von dem Wagemut Ihrer Jugend beeindrucken ... aber ich will es tun. Ich will versuchen, ob ich die Verbindungen ausfindig machen kann ... wenn die Menschen noch leben! Es war Krieg, vergessen Sie nicht! Nun, ich will versuchen, ob ich noch jemand finden kann, der mit Doublet gearbeitet hat. Aber nur unter einer Bedingung: dass Sie mir Vertrauen genug schenken, wenigstens so lange nichts zu unternehmen, bis ich wieder zu Ihnen komme — vielleicht mit Erfolg, vielleicht, wahrscheinlich sogar, wie ich fürchte, ohne Erfolg.»

«Sie könnten mit Monsieur Levelu anfangen», sagte Philipp trocken.

«Levelu? ... ich glaube nicht, den Namen zu kennen. Aber wenn Sie mir die Adresse geben wollen ...»

Philipp schrieb sie auf einen Zettel. «Und mit noch etwas können Sie mir helfen. Welcher Art sind Ihre Beziehungen zu Herrn Wohlwend?»

Wenn er Gregorianu getroffen hatte, so zeigte dieser es nicht. Das Gesicht hatte wieder den traurig-schläfrigen Ausdruck angenommen. «Was meinen Sie?»

«Es ist mir aufgefallen, dass Wohlwend, der über die Gelder des Hilfsvereins verfügte, das Konto dieses Vereins bei einer Bank führte, die Sie beherrschen: die ‚Banque de Suisse et de Roumanie‘.»

«Ach, die Bausou! Freilich, ich stehe dort im Verkehr, wenn ich auch — leider übrigens, leider!

— nicht behaupten kann, dass ich sie beherrsche. Aber wer ist Herr Wohlwend?»

«Der Mann, der Almonds Geld in der Schweiz in Empfang genommen und es nach Frankreich verschoben hat. Und er ist mit Ihrer Bank verbunden. Und er war sehr erschrocken, als ich ihm andeutete, dass er bei einer allfälligen Gerichtsverhandlung würde aussagen müssen ... über die Verwendung des Geldes, aber auch über seine Beziehung zu dieser Bank und die Hintergründe des Hilfsvereins.»

Gregorianu machte eine matte Handbewegung. «Ich verstehe Sie nicht. Diese Dinge sind doch Herrn Wohlwends Sache. Warum sagen Sie sie mir?»

«Ich hoffte, von Ihnen eine Aufklärung zu erhalten.»

«Ich kann nicht etwas aufklären, von dem ich selber nichts weiss. Ich sagte Ihnen meine Hilfe zu ...» Gregorianu stand auf.

«Wann werde ich von Ihnen hören?»

«Sobald als möglich. Aber ich muss Sie noch einmal bitten: Seien Sie nicht unbedacht. Ueberlassen Sie es einem, der mit den Gefahren vertraut ist ... Wo kann ich Sie erreichen?»

Philipp gab sein Hotel an.

«Wollen Sie in Paris bleiben? Es kann eine Weile dauern, bis ich Ihnen irgendeinen Bericht geben kann.»

«Ich werde Sie jeweils wissen lassen, wo ich zu erreichen bin.»

«Seien Sie versichert, dass ich tun werde, was irgend ich kann. Für den Sohn meines grossen Freundes ist mir keine Mühe zu gross.»

2

Langsam wanderte Philipp der Strasse im Quartier Latin zu, wo Janine Francov wohnte. Die Stadt lag still im Halbschlaf des Augustnachmittags. Viele Läden waren geschlossen; nur dann und wann begegnete er einem Trüpplein von buntgekleideten Touristen, die aus einer Kirche oder einem Restaurant in die Strasse hereinbrachen, eifrig durcheinanderschnatternd die einen, lahm und des Sehens müde die andern. Dann und wann zeigte einer auf die hellen Flecken in den schwarzen Hausmauern: die Geschosseinschläge. Philipp hatte sie noch vor wenigen Jahren als weisse Wunden gesehen. Jetzt waren sie schon von Russ angeschwärzt. Noch ein paar Jahre, und keiner würde sie mehr sehen, nur wenige sich noch daran erinnern. Paris: die Stadt, die überdauert, dachte er.

Gregorianu ... auch er ein Ueberdauernder, aus welcher Tiefe balkanischer oder kleinasiatischer Armut und Unterdrückung mochte er herkommen? Durch welche Gewaltherrschaften und Kriege mochte er sich durchgewunden haben, immer ein wenig höher kletternd, bis er selber ein Herrscher war? Auch bei ihm waren die Stellen, an denen er hätte verwundet werden können, vielleicht schon vernarbt. Noch ein paar Jahre, und auch die Narben würden verschwunden sein. Vielleicht war er schon jetzt nicht mehr zu fassen?

Als er um die Ecke beim Odeonplatz bog, stutzte er etwas. Im grossen Fenster eines Cafés sah er ein Gesicht, das er vorhin flüchtig beobachtet hatte, weil es ihm auffiel hinter einer Gruppe amerikanischer Touristen, gegen deren helle rötliche Blondschöpfe es seltsam abstach: ein ausgedörrtes, braungebranntes Gesicht, wie man es im Süden Frankreichs, und noch eher in Spanien, treffen mochte. Vielleicht war er einer der Algerier, von denen Paris seit kurzem voll war, und hatte eben den jungen Leuten schmutzige Ansichtskarten angeboten? Doch an der nächsten Ecke fand er das Gesicht widergespiegelt, und an der übernächsten von neuem. Eine freudige Aufregung durchjagte ihn. Konnte es sein, dass der Mann ihm folgte? Aber dann schalt er sich kindisch: Paris war voll von solchen Leuten; viele gingen dieser Strasse entlang — was bildete er sich ein?

Als er, in Frau Francovs Wohnung eingelassen, rasch ans Fenster trat, sah er jemanden ins gegenüberliegende Café verschwinden und sich hinter den Vorhang setzen. Aber er hoffte sicher zu viel! Und mutlos berichtete er Janine Francov und Dutheil über den Verlauf der Unterredung.

«Nicht einmal auf die Frage nach seinen Beziehungen mit Wohlwend hat er reagiert», klagte er.

«Lassen Sie sich nicht entmutigen», tröstete ihn Dutheil. «Gregorianu hat sich aus unendlich viel schwierigeren Verhandlungen herausgefunden, ohne sein wahres Gesicht zu zeigen. Das heisst nicht, dass Sie ihn nicht getroffen hätten! Jedenfalls weiss er jetzt mit Sicherheit, dass Sie es auf ihn abgesehen haben. Und das heisst viel, wenn er wirklich mitbeteiligt ist. Ich rate Ihnen, etwas Geduld zu haben und abzuwarten ...»

«Abwarten! Während er die Spuren noch besser verwischt! Als ob die Jahre sie nicht schon gut genug verwischt hätten!»

Philipp ging von neuem zum Fenster; er bemerkte nichts Besonderes. «Es ist schon so weit,

dass ich glaube, man folgte mir auf der Strasse ... Ist das nicht lächerlich?»

Janine blickte ihn ernsthaft an. «Vielleicht ist es aber nicht lächerlich? Haben Sie deshalb zum Fenster hinausgeschaut?» Und sie trat ans Fenster — nicht, wie Philipp, vor die Scheiben, sondern hinter den Vorhang — und spähte hinaus. «Wie oft haben wir in den schrecklichen Jahren hinter Vorhängen gestanden ... Alles konnte von der Strasse kommen, jeden Augenblick ... Verhaftung, Verschleppung, Tod ... und, später, Befreiung ...»

Dutheil nahm Janines Platz ein. «Ich sehe nichts.»

Auch Philipp trat wieder zum Fenster und verbarg sich unwillkürlich hinter dem Vorhang. «Es war auch nichts, höchstens ein Algerier, der den Touristen was andrehen wollte. Jetzt kommt er aus dem Café heraus ... er wird bloss ein Bier getrunken haben.»

Janine spähte über seine Schultern. Auf einmal fühlte Philipp, wie sie sich krampfhaft an seinem Rock festhielt. Er wandte sich rasch um: sie blickte immer noch mit weit geöffneten Augen auf die Strasse hinunter, wo der Mann einen raschen Blick auf die gegenüberliegende Häuserreihe warf und dann eilig wegging.

«Das Gesicht!» rief sie aus. «Vielleicht ... nein, er ist es! Ich würde ihn aus Tausenden wiedererkennen! Er ist der Mann, der zuletzt mit René war!»

Philipp riss sich von Janine los; er hatte schon die Türe geöffnet, als Dutheil ihn zurückhielt. «Sie nicht, Philipp! Er kennt Sie! Ich werde ihm nachgehen!» Und er rannte hinaus.

Philipp eilte zum Fenster zurück: der Mann war nicht mehr zu sehen.

Frau Francov sass schluchzend auf einem Stuhl. «Es kann nicht sein, Philipp. Es kann nicht sein. Wir sind alle zu gespannt ... wir sehen Gespenster. Aber das Gesicht! Philipp, so sah der Mann aus, mit dem René fortging!»

Nach einer Weile kam Dutheil zurück. «Ich habe ihn nicht mehr finden können; ich bin auch in die Untergrundbahnstation gelaufen, aber der Zug fuhr eben weg, und ich weiss nicht ...»

«Es macht nichts», erklärte Philipp. Er versuchte seiner Stimme Festigkeit zu geben. Aber er zitterte immer noch; dieselbe freudige Aufregung hatte ihn gepackt, wie als ihm zum erstenmal der Verdacht gekommen war, dass der Mann ihm vielleicht folge. «Es macht nichts. Das ist nur der Anfang. Wir werden es doch noch schaffen!»

Dutheil verabschiedete sich, nachdem er sich für den folgenden Tag mit Philipp verabredet hatte. Frau Francov begleitete ihn zur Tür. Als sie wieder eintrat, war ihr Gesicht noch gerötet, aber sie hatte die Augen gewaschen und sich etwas gepudert.

Philipp war immer noch von seiner Erwartung erfüllt. «Endlich!» rief er aus. «Jetzt werden wir ihnen auf die Spur kommen! Wir werden die Wahrheit wissen!»

Janine hatte sich auf den Stuhl beim Fenster gesetzt. Sie schwieg. Philipp trat zu ihr. «Verzeihen Sie, es muss ein entsetzlicher Augenblick gewesen sein für Sie ...»

Die Frau liess den Kopf sinken. «Philipp», sagte sie leise, «Philipp ..., welche Wahrheit werden wir wissen?»

Seine Freude verwehte, als er sie verstand.

«Welche Wahrheit? ...», wiederholte Janine. «Als ob wir sie nicht wüssten, die volle, nicht wieder gutzumachende Wahrheit. René ist tot, und nichts kann ihn wieder bringen.»

«Sagen Sie das nicht, Frau Francov!» bat Philipp ohne Ueberzeugung.

«Wir wissen es doch ... Was können wir mehr herausfinden, als dass er für immer gegangen ist? Ich habe es immer gewusst, Philipp. Ich habe ja gar nie geglaubt, all diese Jahre, da ich nach ihm suchte, dass ich ihn finden würde ... Ich habe es mir eingeredet, einzureden versucht ... aber ich habe es nie geglaubt.»

Philipp wagte nichts zu erwidern.

«Als Gerson mir schrieb von Ihrem Vater ... ich hätte nichts unternehmen dürfen ... ich fürchte nichts mehr, Philipp. Wer nichts mehr hofft, der kennt auch die Furcht nicht mehr ... Aber Sie, Philipp, Sie sind jung, Sie haben das Leben vor sich. Sie dürfen sich nicht in solche Gefahr begeben. Denn da ist Gefahr — wenn gerade dieser Mann Ihnen nachgeht. Ich könnte es mir nie verzeihen, wenn Ihnen etwas zustossen sollte! Philipp — versprechen Sie mir, bitte, versprechen Sie mir, dass Sie nach Zürich zurückkehren und die Sache ruhen lassen.»

«Aber Grégorianu! Dieser Mann! Wir dürfen sie nicht gehen lassen!»

«Wir können gegen Gregorianu nicht aufkommen. Und ... wir wissen ja doch die Wahrheit.»

«Frau Janine, die Dinge sind zu weit vorange-
trieben. Wir dürfen sie nicht ruhen lassen, schon um Ihrer eigenen Sicherheit willen.»

«Was mir geschehen kann, ist alles schon geschehen.»

Das Schweigen lag schwer im Zimmer; Philipp wagte es nicht zu brechen. Schliesslich sagte Janine leise:

«Ich möchte jetzt allein sein.»

So ruhig er konnte, verliess er den Raum.

XIII. KAPITEL

1

Als Wohlwend aus der Kühle des Platzes am Fluss trat, überfiel ihn die Hitze des Augustnachmittags mit Gewalt. Er flüchtete sich in den Schatten der alten Linden, um auf den Wagen zu warten, den er bestellt hatte.

Auf den Bänken sassen die alten Frauen und die Kindermädchen, klatschend und strickend. Die Kinder rannten und kreischten, da und dort versammelten sie sich und spielten Reigen, «Ringe, ringe Rosen» oder «Es war ein Markgraf wohl an dem Rhein».

Wohlwend fuhr zusammen, als er einen Reigen hörte, der ihn als Kind erschreckt hatte:

«Machet auf das Tor,
Es kommt ein langer Wagen.
Wer sitzt darin?
Ein Mann mit roten Haaren.
Was will er tun?
Er will den Heinrich holen.
Was hat er denn?
Der Heinrich hat gestohlen!»

Dann stürzten sich die Kleinen mit fröhlichem Geschrei auf eines der ihren und jagten es in die Reihe der «Diebe».

Er war erleichtert, als endlich der Wagen vorfuhr. Er gab dem Fahrer Sichlers Adresse und lehnte sich in den Sitz zurück. Er musste überlegen, was er Sichler sagen sollte, der endlich aus Paris zurückgekehrt war. Aber trotz des Zugwinds war es heiss im Wagen; er hätte schlafen mögen, wenn nicht der Druck der Angst ihn in dumpfer Wachheit gehalten hätte. Jeden Tag seit Philipp Rigois letztem Besuch hatte er Sichler angerufen, und Knauer hatte ihm nur geantwortet, dass sein Herrn noch in Paris sei ... Heute endlich hatte er Sichler gesprochen. Aber dieser schien es keineswegs eilig zu haben, ihn zu sehen. Nach dem Telefongespräch beschloss Wohlwend, kurzerhand zu Sichler hinaufzufahren.

Seine Hand zitterte, als er die Klingel drückte.
«Wer ist da?» ertönte Knauers Stimme in der Sprechanlage.

Es dauerte eine Weile, bis er eingelassen wurde. Sichler empfing ihn mit einem unfreundlichen
«Was willst du denn?»

Er blickte sich im Zimmer um. Ein offener Koffer stand vor dem Sofa; Schubladen waren aufgerissen, Papiere lagen herum.

«Was willst du denn?» wiederholte Sichler ungeduldig.

«Du ziehst aus, wie ich sehe», erwiderte Wohlwend misstrauisch.

«Nein. Ich bin eben am Auspacken. Du kommst gar nicht gelegen. Ich habe dir doch vorhin gesagt, dass ich dich erst sehen will, wenn ich wirklich angekommen bin.»

«Ich kann nicht so lange warten. Ich muss endlich wissen, was gespielt wird.»

Sichler zuckte die Achseln.

«Der junge Rigot ist nochmals zu mir gekommen. Und der hat mir auf den Kopf zugesagt, dass ich mit Gregorianu in Verbindung stehe!»

«Ach, das ist ja ganz interessant. Und da hat der arme Wohlwend die Hosen vollgekriegt, ja? Und hat wohl gleich alles zugegeben?»

«Ich habe gar nichts zugegeben. Aber vielleicht wirst du mir endlich erklären, was es mit diesen hunderttausend Franken auf sich hat?»

Sichler klappte den Deckel des Koffers zu und setzte sich darauf, gemütlich, mit gespreizten Beinen. «Wie soll ich wissen, was es damit auf sich hat, mein Guter? Ich habe Aufträge von Gregorianu ausgeführt ... genau wie du.»

«Wie ich!» rief Wohlwend wütend aus. «Ich habe keinen Rappen von dem Geld für mich genommen!»

«Und woher willst du wissen, dass ich etwas für mich genommen habe? Woher willst du überhaupt wissen, dass ich mit dem Geld irgend etwas zu tun gehabt habe? Du hast doch diesem jungen Schnösel den Brief von Doublet vorgelegt, den ich dir gesandt habe?»

«Ja.»

«Und erklärt der nicht alles? Was mich betrifft, so habe ich dein Geld nie gesehen, mein Lieber.»

«Ich verstehe. Sehr schlau ist das. Also nur ich bin verantwortlich dafür ...»

«Und Levelu, natürlich ...»

«Der das Geld an Doublet weitergeliefert hat ... der seinerseits bedauerlicherweise erschossen wurde ...»

«Ja. Du hast immer sehr rasch kapiert.»

«Ich sehe ... Und warum hast du mir diesen Brief von Doublet geschickt, ohne mir zu sagen, dass der Mann tot ist?»

«Ach, wir dachten, es sei besser so ... Du würdest nicht etwa plötzlich Gewissensbisse bekommen.»

«Der Brief ist natürlich eine Fälschung.»

«Natürlich.»

«Ich verstehe immer besser. Von dir oder von Gregorianu ist nicht mehr die Rede.»

«Na, mehr oder weniger. Du hast ja gehört, dass Rigot was von Gregorianu will. Er war übrigens bei ihm in Paris ...»

«Bei Gregorianu selber! Was hat er ihm gesagt?»

«Ach, er hat ihn nur um eine Kleinigkeit gebeten ... Dass er ihm helfe!» Sichler lachte scharf. «Wenn das nicht heisst, den Bock zum Gärtner zu machen!»

«Dass er ihm helfe ...», wiederholte Wohlwend leise. «Und was hat Gregorianu geantwortet?»

«Nun, er hat ihm natürlich versprochen, den Schuldigen zu suchen. Was konnte er sonst tun?»

«Aber was wird er tun?»

«Nichts, natürlich. Gregorianu ist schon in viel schlimmeren Lagen gewesen und hat sich immer herausziehen verstanden. Vorläufig wird er eben warten. Zeit hilft immer ... und dürfte den Eifer des Jungen rasch abkühlen.»

«Glaubst du das wirklich?»

«Natürlich!» Sichler hatte sich aus der Flasche, die neben ihm auf dem Boden stand, Bier eingeschenkt. «Willst auch ein Glas?»

«Nein!» Wohlwend hatte Bier nie vertragen können; es erinnerte ihn an zu viele öde Sonntagnachmittage seiner Jugend, an denen die Arbeiterwirtschaften voll waren mit Biertrinkern und Kartenspielern. Bier gehörte zu der Welt, mit der er nie in seinem Leben mehr etwas zu tun haben wollte. «Aber ganz so gemütlich ist dir doch nicht, wie mir scheint. Sonst würdest du nicht packen.»

«Ich sage dir doch: ich bin am Auspacken.»

«Und dazu räumst du deinen ganzen Schreibtisch aus?» Wohlwend riss die Türe zum Schlafzimmer auf; auf dem Bett waren Wäsche und ein paar Anzüge aufgestapelt; ein anderer Koffer stand vor dem Schrank, offen, leer bis auf einen Revolver, der schwarz auf der blauen Fütterung glänzte. «Und deine Schränke und Kommoden?»

(Fortsetzung folgt)